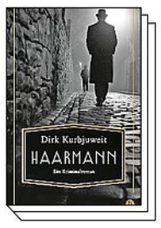
SCHWARZE SERIE

Warte noch ein Weilchen

Wen schützt der Staat? Dirk Kurbjuweit über einen Fall aus der Weimarer Republik: „Haarmann“

VON BURKHARD MÜLLER

Haarmann: Der Fall ist fast hundert Jahre her, aber vorbei ist er nicht. Karl Kraus sprach bei dem Versuch, das Gesicht des deutschen Faschismus zu charakterisieren, vom Doppelantlitz aus dem legendären Ritter Schweppermann, der für seine Tapferkeit statt eines Eis deren zwei bekam, und Haarmann, den nach immer mehr Menschen gelüstete. Noch immer hält sich jenes Liedchen mit tückisch harmloser Melodie: „Warte, warte noch ein Weilchen, / Dann kommt Haarmann auch zu dir. / Mit dem kleinen Hackebeilchen / Macht er Hackefleisch aus dir.“ In den Neunzigern spielte ihn Götz George in dem Film „Der Totmacher“. Zahlreiche Theaterstücke und Performances haben sich des Themas angenommen. Und noch vor wenigen Jahren musste der Deutsche Fußballverband einschreiten, weil der Fanblock von Hannover 96 Fahnen mit Haarmann-Porträt schwenkte. Keine Frage: Haarmann zieht.



Dirk Kurbjuweit: Haarmann. Ein Kriminalroman. Penguin Verlag, München 2020. 320 Seiten, 22 Euro.

Einfach „Haarmann“ nennt Dirk Kurbjuweit sein Buch, und im Untertitel „Ein Kriminalroman“. Ob man es wirklich so bezeichnen kann? Schließlich weiß der Leser, ehe es losgeht, wer der Täter ist; und der Handlungsverlauf wird durch die außerordentlich gut belegten Fakten eng vorgezeichnet. Aber es gibt natürlich verschiedene Aspekte. Die volkstümliche Fantasie hat sich vorzugsweise mit dem Kannibalen beschäftigt, der, nachdem er die Knaben und jungen Männer im Lustrausch getötet hatte, ihr Fleisch in mangelernährter Nachkriegszeit billig zum Kauf anbot. Der Publizist Theodor Lessing, dessen Darstellung bis heute am meisten gewirkt hat, wohnte der Gerichtsverhandlung bei und betrachtete den Fall als Beweis für das völlige Versagen von Justiz und Gutachterwesen. Kurbjuweit legt den Akzent auf Polizei und Politik.

Sein Protagonist ist nicht Haarmann, sondern Lahnstein, der von außen nach Hannover geholt wird, weil die Behörden vor Ort überfordert sind. Lahnstein, im Krieg Kampfflieger (mäßige Bilanz, zwei Abschüsse), hat sich in englischer Gefangenschaft zum Sozialdemokraten und Republikaner gewandelt. Er sieht die Mordserie im Zusammenhang ihrer Zeit, der verarmten und verrohten Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. „Was waren elf Morde gegen eine Salve aus einem Maschinengewehr, gegen einen Befehl, der ein Trommelfeuer mit Granaten auslöste, gegen Bomben, die von einem Luftschiff abgeworfen wurden? In diesem Land lebten Millionen geübter Massenmörder. Er musste den finden, der einfach weitergemacht hatte, der nicht rauskam aus der täglichen Übung von vier Jahren.“ Bei elf Morden wird es nicht bleiben, am Ende werden 27 vor Gericht verhandelt; da Haarmann ein schlechtes Gedächtnis hat und niemand einen verlausten Strichjungen vermisst, können es auch 50 gewesen sein. Was hier geschehen ist, mag einzigartig sein; aber es wäre nicht denkbar ohne ein Umfeld aus Gemeinheit und Verzweiflung.

Warum kommen die Ermittlungen nicht voran? Natürlich weil der Versailler Schandfrieden die Zahl der deutschen Polizisten beschränkt! Ganz klar, der Erbfeind ist schuld. Lahnstein soll endlich den Fall lösen – und doch auch wieder nicht; Akten verschwinden auf rätselhafte Weise, die alteingesessenen Dienstkollegen lassen ihn ins Leere laufen. Besonders gilt das für seinen Untergebenen Müller, dem es weniger auf das Ansehen der jungen Weimarer Republik als das Renommée der Polizei ankommt, die mit dem schon lang suspekten Haarmann eine noch suspektere Kumpanei gepflegt, ihn als Vertrauensmann benutzt und gelegentlich mit ihm in seiner erbärmlichen Bude einen Cognac gekippt hat. Müller hat nichts dagegen getan, dass Haarmann mit einem getürkten Ausweis als „Kriminal“ das Vertrauen seiner Opfer erschlich. (Insofern ist es dann doch ein Kriminalroman.)

Müller, der biedere, intrigante, nicht zu fassende Gegenspieler, kein Faschist bestimmt, aber den Zeiten monarchischer Größe verbunden und voll tiefer Skepsis gegen die neuen demokratischen Institutionen, stellt die interessanteste Figur des Buchs dar. Interessanter eigentlich als Lahnstein, der Umriss erst an den Hindernissen gewinnt, die sich ihm entgegenstellen; und sogar als Haarmann selbst, den man nicht bei seinem grausigen Tun erlebt, sondern nahezu ausschließlich in polizeilichen und gerichtlichen Zusammenhängen.

Von Effekthascherei, die hier nahe läge, hält sich Kurbjuweit so weit wie möglich fern. „Hinter der Butzenklappe unter der Treppe hätten sie einen großen Topf voller Fleischstücke entdeckt, zudem eine blutige Schürze. – Wir nahmen zwei Stücke mit, ganz voller Haare, hier sind sie. Mit diesen Worten präsentierten sie Kriminalkommissar Müller zwei Stücke Fleisch, hieß es im Protokoll.“ So, nach Art des Protokolls, wird das Grässliche, wo es denn unvermeidlich ist, abgebunden.

Lahnstein weiß, dass im Krisen- und Zweifelsfall die Leute lieber auf ihre Freiheit als ihre Sicherheit verzichten, und dass darum für das junge Staatswesen viel von diesem Fall abhängt. Im Hintergrund, nie weit entfernt, vollziehen sich Hochinflation, Ruhrbesetzung und Hitlerputsch. Die nationalen Zeitungen schreiben voller Hohn: „Die Republik auf Mördersuche!“, die kommunistischen ätzen über Lahnstein: „Noskes bester Mann!“

„Mit dem kleinen Hackebeilchen, macht er Hackefleisch aus dir“, so das alte Lied. FOTO: NATHAN DUMLAO / UNSPLASH

Gustav Noske, der als Verteidigungsminister in Berlin den Spartakusaufstand hatte niederschießen lassen, amtiert inzwischen in Hannover als Oberpräsident. Es kommt zu einer Begegnung zwischen ihm und Lahnstein, die einander als Genossen erkennen und sich infolgedessen zähneknirschend duzen müssen. In ihrem knappen Gespräch erscheint das ganze Elend der deutschen Sozialdemokratie zwischen dem Burgfrieden von 1914, der Abwicklung der Niederlage und dem Zweifrontenkrieg gegen links und rechts, mit einem Wort, die unberatene und unbedankte Pragmatik dieser mehr als alle anderen staatstragenden Partei. „Robert“ sagt Noske, den Vornamen erfährt man nur hier. Und auch Theodor Lessing hat einen Auftritt.

Darf man Folter verwenden, um jemand wie Haarmann zum Geständnis zu zwingen? Niemals, sagt Lessing. In einem demokratischen Rechtsstaat kommt es nicht nur auf Resultate an, sondern fast noch mehr auf Prozesse, das Wort im weitesten Sinn verstanden. Lahnstein aber kann oder will nicht einschreiten, als Müller Haarmann mit Schlafentzug und Prügeln zusetzt und den Verstockten so wirklich zum Gestehen bringt. So verdankt sich die Lösung am Ende doch den alten Kräften mit ihren bewährten Methoden – ein zwiespältiger Abschluss.

„In diesem Land lebten Millionen geübter Massenmörder. Er musste den finden, der einfach weitergemacht hatte.“

Wer glaubt, es ließe sich diesem gut durchgearbeiteten Stoff nichts Neues mehr abgewinnen, wird von Kurbjuweits Kriminalroman angenehm überrascht sein. Der Stil ist nüchtern, die Sprache schnörkellos, die Darstellung vielschichtig und der Befund alles andere als eindeutig. Ein bemerkenswertes Buch über eine Zeit, die wir uns, nicht ohne Grund, angewöhnt haben für den Beginn unserer Gegenwart zu halten.

Wir haben Ihren Mann!

Mercedes Rosendes kolossaler Roman über die „Falsche Ursula“

Ein starker Charakter ist auch ein Gefängnis. Bei der Hauptfigur dieses Romans macht es jedenfalls stark den Eindruck: Ursula ist dicht eingesponnen in ein Netz von toten Familienmitgliedern, mit denen sie ständig spricht, besonders dem Vater. Im Grunde lebt er in ihr weiter, sie hat alles von ihm, „die Sanftheit und die Gewalttätigkeit, die Form meiner Nase, die Blutgruppe, die Liebe zur Altstadt von Montevideo, diese Wohnung und die Möbel darin“. Nicht zu vergessen einen enormen Selbsthass, der jedes der vielen, vielen Kilos durchdringt, die Ursula wiegt. Aber wenn sie isst, du liebe Güte, dann verwandelt sie sich in einen Orkan von Verdauungssäften, in Karamellcreme badender Geschmackspapillen, Speichel und Magenbrodeln.

Auf Deutsch liest man „Falsche Ursula“ jetzt als Prequel zum 2019 mit einem Frankfurter Preis für Literatur aus Afrika, Asien, Lateinamerika und der arabischen Welt ausgezeichneten Roman „Krokodilstränen“. Damit hatte man die Anwältin und Autorin Mercedes Rosende aus Uruguay auch hier entdeckt. Und ihre spezielle Technik, ihre herrlich grausamen Figuren gegen die Genrekonventionen auszuspielen.

Die lüsterne Voyeuristin stürzt sich in eine fremde Geschichte

Was Ursula angeht, ist nicht ausgeschlossen, dass ihr Selbsthass gelegentlich auch in Sadismus gegen andere umschlägt. Der eigentliche Fall dieses Krimis ist seine Erzählerin. Was ist mit ihr, deliriert sie, führt sie ein Doppelleben? Nur der Leser kann das lösen. Die in sich verkapselte Welt der Ursula öffnet sich einen Spalt durch einen anderen Fall, einen in der Handlung. Der kommt mit einem Anruf: „‚Wir haben Ihren Ehemann.‘ Ich bringe keinen Laut hervor. Meinen Mann? Was für eine komische Stimme. ‚Wir haben Santiago.‘ ‚Santiago?‘ ‚Ja, Ihren Mann. Ich warte auf Sie, in der Bar Los Tejos, in der Avenida Dieciocho de Julio, Ecke Calle Ejido, in einer halben Stunde.‘ Die Stimme verstummt. ‚Hallo? Warten Sie …‘ Klick. Kein Geräusch dringt mehr aus dem Hörer. Was für einen Ehemann?“

Sie hat keinen, die Verbrecher haben, wie der deutsche Titel schon sagt, die „Falsche Ursula“ erwischt. Diese ergreift sogleich eine Lüsternheit, und sie macht sich auf in die Straßen und Kaschemmen von Montevideo, um die Entführer zu treffen. Sie verbirgt ihr überschießendes Selbst vorübergehend in der Rolle der nicht allzu besorgten Gattin. Die geübte Voyeuristin hüllt sich in eine Geschichte, die ihr nicht gehört: „Das, was die Leute nicht zeigen wollen, interessiert mich umso mehr. Ich sehe gerne anderen zu, wenn sie mich nicht sehen können.“

Weil eben diese Frau das Thema dieses Buches ist und nicht das Verbrechen, nimmt die Dramaturgie einen merkwürdigen Verlauf: Der Fall baut sich nicht auf, sondern er verkompliziert sich so, dass er völlig zerfällt. An seiner Aufklärung scheint jedenfalls niemand groß gelegen zu sein. MARIE SCHMIDT

Mercedes Rosende: Falsche Ursula. Kriminalroman. Aus dem Spanischen von Peter Kultzen. Unionsverlag, Zürich 2020. 203 Seiten, 18 Euro.

Unter der Trockenhaube

El Awadallas Wiener Krimi „Zu viele Putzfrauen“

Ottakring ist traditionsgemäß ein Wiener Arbeiterviertel, und bei aller Gentrifizierung kann man die Metropole Wien doch darum beneiden, wie viel Originalität sie sich noch bewahrt hat. Der Ottakringer Frisiersalon Meier, in dem El Awadallas „Zu viele Putzfrauen“ beginnt, ist jedenfalls recht glaubwürdig mit seinen Fünfzigerjahre-Trockenhauben, aus denen ein junges Paar gern stilvolle Lampen machen würde. Dass die Meier den jungen Leuten eigentlich nur ihre Ersparnisse abluchsen will, ist schnell klar, es dämmert einem aber auch, wie wenig Begabung sie hat, andere übers Ohr zu hauen. Auch erfolgreiche Kriminelle brauchen eine gewisse geistige Gewandtheit.

Die Meier und das junge Paar sind der Einstieg in eine als Kriminalroman getarnte Milieustudie. Das Haus, aus dem die beiden so gern ausziehen würden, hat alles zu bieten, was es in Ottakring so gibt: eine trinkfreudige Dichterin, einen neugierigen Pensionisten namens Gruber, der mal Wachmann war und sich immer noch als Aufseher versteht, und diverse Zugehfrauen. Die Dichterin, Ingrid, hat sich mit Dragica angefreundet, die für eine alte Dame im Haus einkaufen geht. Die alte Dame wird tot in ihrer Wohnung aufgefunden, erschlagen mit einer Krücke. Und es fehlt die wertvolle Münzsammlung ihres verstorbenen Gatten.

Gäbe es nicht Karin, so wäre Dragica verloren

Dragica gilt der Polizei schnell als Hauptverdächtige, und wenn sie es nicht war, dann soll es doch bitte schön Ingrid gewesen sein, oder die junge Frau Doktor, die lesbisch ist und eine Freundin hat mit blauen Haaren. Dragica hat einen ganzen Stall voll Kinder, keinen Ehemann, lebt von der Hand in den Mund, und nun gehen ihr die Aufträge flöten, weil halb Ottakring sie für eine Mörderin hält. Wäre da nicht Karin, die gern Wohnungsmaklern das Leben schwer macht und ihren Ruhestand deutlich vorwärtsgewandter organisiert hat als der fiese alte Gruber, so wäre Dragica verloren.

El Awadalla ist Vorsitzende der Österreichischen DialektautorInnen, entsprechend lautmalerisch purzeln die Worte aus ihren Protagonisten heraus, doch keine Angst: Was wirklich zu viel ist für ungeübte Deutsche, wird im Glossar erläutert. In der Sprache schlägt immer auch die Weltanschauung durch, El Awadalla geht an ihre Geschichte mit einem pragmatischen Sarkasmus heran, den man durchaus als österreichisch empfinden kann. Er ist jedenfalls so trocken witzig, dass selbst die Fieslinge amüsant sind. Der Polizist Kowarik etwa, der mit seinem ihm geistig eindeutig überlegenen Assistenten Leitner im Ottakringer Raubmord ermittelt, ist eine herrlich dämliche Figur. Er ist Rassist aus Denkfaulheit und so lautstark inkompetent, dass er einem Raubmörder auch nicht auf die Schliche käme, wäre er selbst Augenzeuge. Aber Gott sei Dank gibt es ja die Frauen, die Ottakring selbst aufräumen.

SUSAN VAHABZADEH

El Awadalla: Zu viele Putzfrauen. Ein Wiener Krimi. Milena Verlag, Wien 2020. 160 S., 19 Euro.

Nuancen der Unschuld: Ist das Recht wirklich in der Lage, Schuld von Unschuld zu unterscheiden? FOTO: DINI_/UNSPLASH

Sie sollten vorsichtig sein!

Die Guardian Ministries wollen unschuldig Verurteilte aus dem Gefängnis holen. Das kann ein schmutziges Geschäft sein, wie John Grisham in seinem neuen Justizthriller „Die Wächter“ erzählt

VON GERHARD MATZIG

Dann reißt Quincy die Arme auseinander, June geht auf ihn zu. Er hält sie fest umschlungen, beide brechen in Tränen aus. Zwei Menschen, die drei Kinder miteinander gezeugt haben, ehe sie lernten, einander zu hassen, halten sich vor den Augen Fremder in den Armen.“ Wer auf Seite 424, also kurz vor dem Ende von John Grishams neuem Justizthriller „Die Wächter“, nicht in Tränen ausbricht, hat entweder ein grundsätzliches Problem mit der Empathie oder ein spezielles Problem mit dem Erzählhandwerk John Grishams.

Zwar ist an dieser Stelle immer noch nicht ganz klar, ob der unschuldig verurteilte Quincy Miller, ein Afroamerikaner, der seit 22 Jahren für den Mord eines anderen (eines weißen?) Täters einsitzt, nun endlich in einem spannend erzählten, ökonomisch durchdachten, trickreich komplexen und raffiniert mit weiteren Erzähl-, Fall-, Rechts- und Kriminalistikebenen korrespondierenden Wiederaufnahmeverfahren die Freiheit erhält.

Aber genau darum geht es John Grisham ja auch. Meist lässt er seine Leser bis zum entweder bitteren, halbbitteren oder auch happy-end-haften Ende darüber im Unklaren, ob seine Protagonisten, die recht haben, auch recht bekommen. Der Grat zwischen Recht und Unrecht ist schmal und somit der ideale Treibstoff für einen Krimi. In der Physik erzeugt Differenz Spannung, im Thriller ist das ebenso.

Der Autor (und ehemalige Strafverteidiger), dessen dreißig Romane, Bestseller allesamt, in mehr als vierzig Sprachen übersetzt wurden, lebt genau von diesem kleinen Unterschied. Das Recht ist einerseits als zivilisatorische Übereinkunft ein immer auch interpretierbares, somit für Fehler anfälliges Konstrukt der Rechtsprechung. Andererseits ist das Recht aber auch im rechtsphilosophischen Sinn etwas Unveräußerliches. Etwas Wahres. Daher kann man zugleich recht haben und dennoch vor Gericht Unrecht erleiden.

Der abgebrannte Anwalt ernährt sich gesund und kämpft stets gegen das Böse

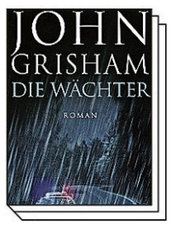
Dieses Dilemma verbindet John Grisham meist mit einer Art Manufactum-Theorie des Krimi-Genres: Es gibt sie noch, die guten Thriller. Denn ein guter Thriller ist konstruiert wie ein guter Stuhl, der von handwerklichem Können zeugt. John Grishams Bücher muss man ebenso beurteilen – wie eine Backsteinmauer, die ohne große Geheimnisse ist, aber stets davon erzählt, ob der Maurer ein Meister oder ein Stümper ist. Die Justizthriller von John Grisham, die generell auf eine kluge Weise formelhaft sind, die mal mehr, mal weniger Thrill erzeugen (zuletzt etwas weniger, jetzt wieder mehr), sind immer selbstbewusste Zeugnisse des erzählenden Handwerks. Auch „Die Wächter“ ist ein richtig guter Stuhl, eine richtig gute Backsteinmauer und eben auch ein richtig guter Justizthriller. Wobei auch diesmal Biografisches einfließt.

Verortet wird der Krimi, wie so oft seit der „Firma“, im amerikanischen Süden (John Grisham lebt in Oxford, Mississippi, sowie in Charlottesville, Virginia). Erzählt wird die Geschichte des nicht mehr ganz jungen, aber immer noch studentisch abgebrannten Anwalts Cullen Post, der zugleich Prediger und moralische Instanz ist – wie John Grisham, der Baptist ist und als Demokrat auch eine Moral des Politischen predigt.

Cullen Post, der von Quincy Millers Unschuld überzeugt ist und den wahren Täter finden will, arbeitet für die Initiative „Die Wächter“ (im Original: „Guardian Ministries“), die unschuldig Verurteilten hilft. Man könnte diesen frauenarmen, antialkoholischen, gesund sich ernährenden, seine Mutter gern besuchenden, herzlich guten Gutmenschen Cullen Post, der kein Geld hat und keines will, der keinen Sex hat und keinen will (bis er diese charmante FBI-Agentin trifft, die aber trotzdem ihr Abendessen selbst zahlen muss), der unentwegt dem Bösen den Kampf ansagt und den Unschuldigen, Armen, Missachteten dieser Welt zur Seite steht, auch als Robin-Hood-Karikatur der Justiz entblößen. Diesen Fehler aber macht John Grisham nicht. Die Figur bleibt tatsächlich angenehm ambivalent, denn „Justizopfer aus dem Gefängnis zu holen“, ist, wie es einmal heißt, „mitunter ein schmutziges Geschäft“. Und der Saubermann Cullen Post macht sich eigentlich ganz gern die Hände schmutzig.

Der Fall des zu Unrecht Verurteilten ist viel komplexer als zunächst vermutet. Das gilt auch für die Erzählung, in die etliche Seitenaspekte, Nebenfälle und Hintergrundfiguren wie Intarsien eingefügt sind, allesamt so durchdacht ausgestaltet, dass sie den Fluss der Geschichte mitanschwellen lassen – ohne ihn verwirrend zu verästeln. Das ist von verblüffender erzählerischer Strenge und konzeptioneller Eleganz.

Nur ganz selten denkt man sich als Leser: Schon gut, ich hab’s kapiert, zum Beispiel, dass die Sache gefährlich ist, weshalb Cullen Post auf Seite 27 erfährt: „Du wirst vielleicht ein paar sehr unangenehmen Zeitgenossen auf die Füße treten.“ Und auf Seite 95: „Das klingt sehr riskant, Post.“ Auf Seite 107 erfährt er: „Sie sollten vorsichtig sein.“ Und auf Seite 147: „Sie bringen sich da in eine schlimme Lage.“



John Grisham: Die Wächter. Aus dem Amerikanischen von Kristiana Dorn-Ruhl, Bea Reiter, Imke Walsh-Araya. Wilhelm Heyne Verlag, München 2020. 448 Seiten, 24 Euro.

Einige Redundanzen gibt es auch anderswo. Von der schönen Eigentumswohnung, die einem Bösen gehört, heißt es auf Seite 156, sie sei rund 1,6 Millionen Dollar wert, „nicht schlecht für einen Staatsdiener, der nie mehr als sechzigtausend Dollar im Jahr verdient hat“. Exakt fünfzig Seiten später lebt dieser Staatsdiener in einer schönen Eigentumswohnung, „deren Wert (...) mit 1,6 Millionen Dollar veranschlagt wurde (...) nicht schlecht für einen Sheriff, der zu seinen besten Zeiten sechzigtausend im Jahr verdient hat“.

John Grisham setzt solche Redundanzen möglicherweise bewusst ein (oder hätte andernfalls ein besseres Redigat verdient): Immer wieder wird dem Leser klargemacht, wo er sich gerade befindet, wer was wann wie und weshalb tut. Das ist hilfreich dort, wo die Geschichte kompliziert wird, stört aber dort, wo das Einfache nun überdeutlich und explizit gerät. Abseits einiger weniger Überflüssigkeiten liegt aber die besondere Kunst von John Grisham ohnehin darin, das Komplexe einfach zu machen, ohne es zu versimpeln.

Entscheidend bleibt die große Frage: Bekommt der, der recht hat, auch wirklich recht? Dass man als Leser das bis zur letzten Seite der „Wächter“ zunehmend nervös wissen will im Fall des Quincy Miller, macht aus einem Thriller einen Thriller aus der Manufaktur.

KURZKRITIKEN

Wenn eine Stadt zu Unrecht die Hoffnung im Namen trägt

Hopetown heißt die kleine Enklave am Ceddo-See im Osten von Texas, den Namen hat sie im 19. Jahrhundert erhalten, er ist Programm. Schwarze haben dort eine Siedlung geschaffen, als sie die Freiheit erlangten nach dem Bürgerkrieg, und Indianern eine Freistatt dort eingeräumt. Zwei Minderheiten in Amerika, gemein schikaniert, verachtet, unterdrückt.
Hopetown, das meint Solidarität, Tradition, Gewohnheitsrecht, und die Schichten historischer Ablagerungen bestimmen, wie oft in der doch verhältnismäßig kurzen Geschichte der amerikanischen Gesellschaft, die Wirklichkeit bis heute. Der neue Roman von Attica Locke spielt in der Zeit, als in Amerika der gegenwärtige Präsident an die Macht kam.
Die alteingesessenen Weißen haben sich immer noch nicht abgefunden mit dem Verlust von Macht und Besitz, es geht um gewaltige Immobiliengeschäfte. Plötzlich wird der neunjährige Enkel der alten Matriarchin der Region vermisst. In dem Jungen steckt schon der tief verwurzelte Rassismus, sein Vater, frustrierter aggressiver White Trash, gehört zur lokalen Arischen Bruderschaft. Gegen die Bruderschaft ermittelt Darren Mathews, schwarzer Texas Ranger, er versucht dabei auch seine persönlichen Verwicklungen und Probleme zu klären, die dem ersten Roman von Attica Locke entstammen, „Bluebird, Bluebird“. Locke hat Drehbuch und Produktion bei einigen Folgen der Serie „Empire“ gemacht, mit Terrence Howard als Hip-Hop-Milliardär.
Ihr Buch erzählt mit nüchterner Emotionalität Geschichte und Vorgeschichte von Trump-Amerika. Der Süden Amerikas ist immer noch Faulknerland, phantomhaft, mit seinen versteinerten Selbstverständlichkeiten und bösen Exzessen. „Es passte zu einem Muster von Rassengewalt, die in den letzten Wochen aufgekommen war, wie ein geisterhafter Verwandter in einer Daguerreotypie, der immer da gewesen war und unmöglich länger ignoriert werden konnte.“Der geisterhafte Verwandte gewinnt in diesem Roman Gestalt.

GOET

Attica Locke: Heaven, My Home. Aus dem Englischen von Susanna Mende. Polar Verlag, Stuttgart 2020. 322 Seiten, 22 Euro.

Wenn die Gleichungen des Lebens nicht aufgehen

Früher, als er noch im aktiven Dienst war, haben die Kollegen ihn meistens den Mathematiker genannt. Inzwischen ist der Ex-Kriminalbeamte Ludwig Landmann pensioniert, aber in schwierigen Fällen sucht der junge Kommissar Ben ihn immer noch auf, in seinem Haus am See. „Eine Gleichung geht auf“, das weiß der Mathematiker, „immer vorausgesetzt, dass die Anzahl der Variablen nicht ihren engen Rahmen sprengt.“
Der Satz zeigt an, worin ein Roman von Jan Costin Wagner anders als gewöhnliche Krimis ist. Kommissar Ben Neven und sein Kollege Christian Sandner ermitteln in einem Entführungsfall. Ein Junge ist verschwunden, der fünfjährige Jannis, in Wiesbaden-Biebrich. In einem heißen Sommer, auf einem Flohmarkt am letzten Schultag, den er mit Mutter und Schwester besuchte. Vom Täter gibt es nur eine undeutliche Aufnahme einer Überwachungskamera. Ein Teddy spielt eine entscheidende Rolle.
Der Mann muss wohl, deutet Landmann an, selber wie ein Teddybär sein. Flauschig.
Die Untersuchung führt nach Innsbruck, wo es ein Jahr zuvor einen ähnlichen Vermisstenfall mit Teddy gab, und nach Rosenheim. Es geht um Missbrauch, mehrfach, für immer zerstörte Leben. Es geht um Eltern und ihre Kinder, den Versuch, Nähe und Unabhängigkeit zu balancieren, Väter und Töchter.
Die Aura der Einsamkeit, in die Jan Costin Wagner seine Figuren hüllt, ist ein hauchdünnes Gespinst, es ist poetisch und pathetisch so gespannt, dass es manchmal zu reißen droht. Der Fall löst sich endlich, fast explosiv, in einem knallbunten Sommerbild eines Mädchens. Es bleiben Variable in der Gleichung des Lebens, Leerstellen, Platzhalter, Unbekannte.
Wie leicht es ist, Mathematik an ihre natürliche Grenze heranzuführen, nicht nur die Mathematik des Krimigenres, das muss auch Ludwig Landmann erfahren, durch ein ganz anderes Ereignis in seinem Leben.

GOET

Jan Costin Wagner: Sommer bei Nacht. Galiani Verlag, Berlin 2020. 313 Seiten, 20 Euro.

Wenn eine Frau zweimal stirbt

Das Leben des Evert Bäckström ist streng luststrukturiert. Genau ist festgelegt, wo er Frühstück, Mittagessen, Abendmahl einnimmt, auch das nötige Quantum Verdauungsschlummer. Dass er zwischen den Terminen nicht die nötige Präsenz im Polizeipräsidium zeigen kann, ist allen bekannt, auch die Liste der Ausreden. Manche Nacht ist zudem Besuchen in diversen Bars gewidmet. Bäckström kann sich das leisten, er ist der bekannteste und erfolgreichste Kommissar Stockholms, und das in bereits vier Romanen von Leif GW Persson. Im neuesten hat er einen neuen Mitarbeiter, den kleinen Edvin, der im gleichen Haus wohnt und ihm einen Schädel bringt, den er im Pfadfinderlager auf einer einsamen Insel gefunden hat. Der Schädel einer Frau, vor ein paar Jahren erschossen ... aber: Laut DNS-Analyse ist die Frau bereits einmal gestorben, beim Tsunami in Thailand am zweiten Weihnachtstag 2004. Ein eigensinniger, eigennütziger Kommissar, ein Krimi so gemächlich wie einst bei Nero Wolfe, zudem grotesk, albern, ironisch. Eine wichtige Rolle spielt eine Dose Würstchen der legendären Marke Bullens Pilsnerkorv, die Speise für einsame Väter und Söhne.

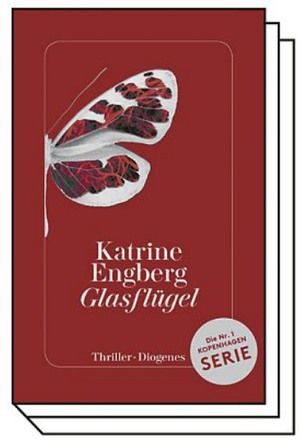
GOET

Leif GW Persson: Wer zweimal stirbt. Kriminalroman. Aus dem Schwedischen von Julia Gschwilm. btb, München 2020. 574 S., 16 Euro.

Wenn ein alter Brunnen die Nächstenliebe verschluckt

Es kübelt über Kopenhagen, Tage hindurch dichter Regen. Ein Zeitungsausträger findet zu frühester Stunde eine nackte Leiche, im ältesten Brunnen, mitten in der Stadt. Blutleer, mit feinsten Schnitten an den Adern, die Frau ist langsam verblutet, ein qualvoller Tod. Am Tag darauf dann eine weitere Leiche. Und der Regen kommt immer wieder.
Der neue Roman um die Ermittler Jeppe Kørner und Anette Werner kommt eher zur Unzeit, er zeigt Menschen in schlechtem Licht, die in der aktuellen Corona-Krise die Helden sind. Eine frustrierte Krankenschwester, die in einer Klinik alten Männern eine Todesspritze verpasst, ein undurchsichtiger Psychiater, ein Pfleger in einer Anstalt mit eigenen Absichten. Das Mordinstrument, vermutlich: ein Sklarifizier- oder Schröpfmesser. Die Spuren, durch die die einzelnen Opfer in einen Zusammenhang gebracht werden können, führen nach Sommerfuglen, das einst ein Heim war für psychisch kranke Jugendliche.
Jeppe Kørner ermittelt allein, die Kollegin Anette Werner hat eben ein Kind zur Welt gebracht und muss stillen. Natürlich hält sie das nicht lang durch, sie kannte das erste Opfer aus der Zeit ihrer Schwangerschaft, macht sich selber an den Fall und bringt sich in höchste Gefahr.
Auch in „Glasflügel“ geht es um die alten Fragen, mit denen die (Krimi-)Literatur sich immer schon herumschlägt – was ist normal und was psychopathisch, was ist gesund und was krank, wie soll man auf Verhalten reagieren, das abweicht von den gesellschaftlichen Normen. Mögliche Antworten sind melancholisch grundiert, konzentrieren sich für die Ermittler in einem Satz aus John Donnes „Anatomy of the World“: „We are born ruinous“, heißt es da, „Wir sind verloren geboren.“
Der Brunnen, in dem die erste Leiche gefunden wurde, ist der Caritasbrunnen, weiß Jeppe: „Caritas ist Lateinisch und bedeutet Barmherzigkeit. Deshalb ist die Figur oben auf dem Brunnen auch eine schwangere Frau. Der Inbegriff der Nächstenliebe.“

GOET



Katrine Engberg: Glasflügel. Ein Kopenhagen-Thriller. Aus dem Dänischen von Ulrich Sonnenberg. Diogenes Verlag, Zürich 2020. 427 Seiten, 20 Euro.

Im Netz der Zahlen

Die klassische Ermittlerfigur hat sich im Zeitalter von Big Data und Pre-Policing überlebt. Die Kriminalliteratur steht vor einer Zeitenwende

Das Pre-Policing verfolgt Verbrechen, die erst noch begangen werden müssen.

FOTO: LOUIS HANSEL / UNSPLASH

VON KARL WOLFGANG FLENDER

Als im 18. Jahrhundert endlich Schluss ist mit Vierteilen, Rädern, Daumenschrauben und die Folter abgeschafft wird, muss eine neue Methode zur Überführung mutmaßlicher Verbrecher her. Statt eines erzwungenen Geständnisses werden vor Gericht plötzlich Beweise für die Tat verlangt. Der moderne Ermittler tritt auf den Plan – und damit auch die Kriminalerzählung, wie wir sie heute kennen: Aus Fallgeschichten mit dem Täter im Mittelpunkt werden Erzählungen, in deren Zentrum der Ermittler steht. Gegenwärtig aber erleben wir eine Revolution der Kriminalistik wie seit der Spätaufklärung nicht mehr. Das digitale Zeitalter geht den Detektiven an den Kragen. Doch die Kriminalliteratur scheint diesen Umbruch zu verschlafen.

Ob Miss Marple zwischen Häkelstunde und Fünf-Uhr-Tee die Fußabdrücke eines Mörders im Rosenbeet verfolgt, Sherlock Holmes Geige fiedelnd Rätsel löst oder Philip Marlowe mit einer Kippe im Mundwinkel durchs regnerische Los Angeles stolpert – die Logik ist dabei immer die gleiche: Der Ermittler als Stellvertreter des Lesers sammelt Indizien, interpretiert diese und setzt die Spuren zu immer neuen Hypothesen zusammen. Der italienische Historiker Carlo Ginzburg nennt dies das „Indizien- oder Spurenparadigma“, welches nicht nur dem Gros der Kriminalliteratur zugrunde liegt, sondern auch der Diagnostik der modernen Medizin oder Freuds Psychoanalyse, und gleichsam als Modell für alle am Einzelfall orientierten Wissenschaften gilt. Die Detektion ist ein interpretatorischer Akt, der in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufspürt, die nicht direkt erfahrbar ist: Es sind geringfügige und unwillkürliche Beobachtungen und Merkmale, die die Täter verraten, winzige Details, die nur dem Detektiv – oder der Detektivin – ins Auge fallen.

Detektivischer Spürsinn, Augenmaß und Intuition sind nicht formalisierbar

Spürsinn, Augenmaß und Intuition nennt Ginzburg als die unwägbaren Elemente dieser Art der Wissensproduktion, deren Regeln nicht formalisierbar sind, weshalb die Kriminalliteratur nur so von eigensinnigen Genies bevölkert ist. So heißt es schon im ersten Satz von Edgar Allen Poes Erzählung „Der Doppelmord in der Rue Morgue“, die 1841 das Detektiv-Genre begründet: „Die eigentümlichen geistigen Eigenschaften, die man analytische zu nennen pflegt, sind ihrer Natur nach der Analyse schwer zugänglich.“ Poes genialer Privatermittler Dupin etwa praktiziert *ratiocination* – eine deduktive „Methode“, die auf genauer Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis und Aufgeschlossenheit gegenüber dem absolut Unwahrscheinlichen beruht und so herausfindet, womit niemand rechnet: Am Ende ist der Mörder ein Affe.

Hinter dem Kriminalroman in seinen vielen Gestalten steht also seit der Aufklärung ein epistemologisches Modell, ein bestimmtes Programm der Weltwahrnehmung, das auf Details und deren Interpretation fokussiert ist und sich in einer doppelten Erzählstruktur niederschlägt: Eine Ermittlergeschichte rekonstruiert anhand von Indizien eine Verbrechensgeschichte.

Bis heute. Denn in der digitalen Gegenwart werden nicht mehr im Nachhinein die Spuren der Täter am Tatort gesichert, sondern die Spuren Unschuldiger, immer und überall. Amazon, Facebook und Google behandeln uns alle wie Verbrecher, wenn sie standardmäßig Profiling-Techniken aus der Kriminalistik anwenden: Das Tracking von Bewegungsdaten, die Analyse von Verhaltensmustern und die Identifizierung von Beziehungsnetzwerken, um die Wünsche und Ängste der Nutzer zu katalogisieren, ihnen Produkte anzubieten, oder ihr Verhalten bei Wahlen zu beeinflussen.

Waren Überwachen und Strafen vormals die Domäne des Staates, haben heute IT-Unternehmen die Kontrolle der Subjekte teilweise übernommen. Oder diese disziplinieren sich in vorauseilendem Gehorsam selbst, frei nach dem Motto: „Das google ich jetzt lieber nicht.“ Dadurch bekommen die klassischen Ermittler ein Kompetenzproblem, ihr Metier wird plötzlich von kalifornischen Start-ups aufgesaugt. Mehr noch: Mit der allgegenwärtigen Verdatung geht es auch der Grundlage ihres Berufs ans Leder: dem Geheimnis, das jedem Kriminalfall zugrunde liegt.

Denn wo bleibt das Geheimnis, wenn alles und jeder gerastert, durchleuchtet, analysiert wird? Wenn alle Motive, Lüste, Triebe von Daten denunziert werden, wenn jeder Schritt vorhersehbar ist, kann man dann die Detektive nicht gleich mit einmotten? Wozu braucht es noch die einsamen Wölfe, wenn jeder freiwillig seinem Smartphone den Fingerabdruck gibt? Wofür noch aufwändige Observationen, wenn jedes Gesicht auf der Straße von einem Algorithmus erkannt wird? Wenn wir sowieso permanent von unserem Amazon Echo abgehört werden, warum dann noch Wanzen in Hotelzimmer schmuggeln?

Die einfachste Lösung: Man updatet den Detektiv ein bisschen. In der schönen neuen Welt sind nämlich andere Tugenden gefragt: Der Ermittler wird zum Hacker oder Datenanalyst, wie etwa in der US-amerikanischen TV-Serie „Numb3rs“, in der von einem genialen Mathematiker entwickelte Algorithmen komplexeste Tatmuster erfassen können und zur Ergreifung von Serientäter führen. Doch dieses konventionelle Update ignoriert das viel grundsätzlichere Problem des Detektivs in der digitalen Gegenwart und zieht kaum erzählerische Schlüsse daraus: Die computergestützte Analytik unterscheidet sich eklatant von einer indiziengeleiteten Ermittlungstätigkeit.

Wissen wird heute nicht mehr durch Interpretation einer begrenzten Anzahl von Indizien hergestellt, sondern durch Mustererkennung innerhalb riesiger Datenbanken. Während Spurenlesen eine qualitative Methode ist, die das Individuelle von Fällen, Situationen und Personen interessiert, ist die neue Methodik quantitativ. Alles, was nicht statistisch auswertbar ist, fällt raus: Intuition, Augenmaß, Spürsinn. Früher: menschliche Interpretation. Heute: maschinelle Korrelation. Big Data statt Teufel in den Details.

Die kausale Verknüpfung von Spuren zu einer Indizienkette, aus der eine Erzählung entsteht, wird zur statistischen, synchronen Korrelation von Datenpunkten – und damit ist das Spurenparadigma abgelöst. Es gibt keine Erzählung mehr, nur noch Berechnung.

Anstatt Schlüsse aus der Vergangenheit zu ziehen, verlegt sich Big-Data-Analytik auf die Untersuchung der Zukunft

Big-Data-Analytik ist aber noch aus einem anderen Grund inkompatibel mit dem rekonstruierenden Vorgehen des Ermittlers: Anstatt Schlüsse für die Gegenwart aus den Daten der Vergangenheit zu ziehen, verlegt sie sich unter dem Label Predictive Policing mehr und mehr darauf, die Zukunft vorherzusagen. Philip K. Dick hat schon 1956 mit „The Minority Report“ die hellsichtige Vision eines solchen Pre-Crime-Systems vorgelegt, in der Morde mit Hilfe von Mutanten vorhergesehen und gestoppt werden können, und damit nicht nur die Fantasie seiner Leser, sondern auch die der Kriminalisten beflügelt – die Pre-Crime in der Realität allerdings weitaus dystopischer umgesetzt haben als in der Fiktion: Nicht länger werden Verdächtige nur überführt, weil ihre Merkmale mit polizeilichen Datenbanken übereinstimmen (wie es bei Fingerabdrücken, Speichelproben, Mugshots geschieht), oder werden Datensätze von bereits Straffälligen ausgewertet, um präventiv die Wiederholungsgefahr zu berechnen. Vielmehr werden Menschen beim Big Data Policing durch spekulative Statistik als verdächtig eingestuft, weil einzelne Datenpunkte ihres Profils mit Umweltfaktoren, Verhaltensmustern oder Datenpunkten von Verbrechern korrelieren (nach dem Motto: „Kunden, die ein Messerset und eine Drahtschlinge kauften, werden auch …“).

Schuld durch Verbindung nennt man das: Nur weil man in diesem Stadtviertel lebt, mit jenen Menschen GPS-Koordinaten teilt oder ähnliche Routinen hat, wird man verdächtig. Nicht weil man ein Verbrechen begangen hat, sondern weil der Algorithmus anzeigt, dass man in der Zukunft eins begehen könnte. Studien in den USA, wo solche Programme bereits im Einsatz ist, zeigen allerdings nicht nur, dass diese (bisher) eine miese Trefferwahrscheinlichkeit haben, sondern auch, dass Beschuldigte mit schwarzer Hautfarbe doppelt so häufig falsch als künftige Gewalttäter eingestuft werden wie Menschen mit weißer Hautfarbe.

Die neuen Bedingungen erfordern ein neues, experimentelles Erzählen

Das hält Polizei und Software-Hersteller freilich nicht davon ab, solche Algorithmen als objektiv (weil statistisch-mathematisch) zu vermarkten, während sich in den Algorithmen die Vorurteile der Entwickler spiegeln. Der reaktionäre Positivismus der Start-up-Kultur dürfte sich prima mit den Faschisten der Gegenwart verstehen. Zugänglich ist der Code, der über die Angelegenheiten der Öffentlichkeit entscheidet, für die Öffentlichkeit nicht: Er wird in der Regel als Industriegeheimnis unter Verschluss gehalten.

Big Data erledigt also nicht nur das Spurenparadigma, sondern mit dem Predictive Policing schaltet die Kriminalistik auch von der Vergangenheits- zur Zukunftsorientierung um. Damit verabschiedet sich die grundlegende Bauform der Kriminalliteratur – die Doppelstruktur von Ermittlungs- und Verbrechensgeschehen –, wie sie mehr oder minder seit der Spätaufklärung und dem Shift vom Geständnismodell zum Ermittlungsmodell existiert. Mit der Datenkorrelation wird der Detektivroman an sich fraglich.

Gegenwärtige Kriminalliteratur, die diesen Stand der Dinge nicht reflektiert, ist naiv. Oder nicht realistisch. Um nicht zu sagen: fahrlässig. Denn sie handelt von einer Welt von gestern. Da ist der Standard-Krimi nicht anders als der „Tatort“ am Sonntag: die gleichen Visagen, die gleichen Plotmuster, und zwischendurch geht man kurz aufs Klo. Es ist ein historisches Erzählen.

Die Kriminalliteratur im digitalen Zeitalter wird sich neu erfinden müssen. Es geht an ihre epistemologische und erzählerische Substanz. Wenn das bisherige Modell der Kriminalliteratur die Indizienkette war, ist das neue Vorbild die Datenbank, in der Datenpunkte durch algorithmische Korrelation synchron zu Mustern verbunden werden – und damit nicht ohne Weiteres in die klassische, diachron-lineare Darstellungsweise der Literatur übertragbar ist.

Dies fordert ein neues, experimentelles Erzählen heraus, das weit über das hinausgeht, was etwa die (nicht sehr gute) Sendung „Numb3rs“ in Sachen Datenanalytik, Mathematik- und Statistikarstellung, oder Nichtlinearität erprobt hat. Und es erfordert eine Haltung: Reproduziert der neue Krimi die totalitäre Daten-Rhetorik von Start-ups, Politik, Polizeiapparat – oder setzt die Literatur den Big-Data-Aficionados etwas entgegen? Denn, das wusste schon Poe: „Rechnen heißt noch nicht analysieren.“ Sonst hat der Kriminalroman ausgedient wie die alten Helden der Nacht. Die Detektive mit Schlapphut kämpfen heute ihr letztes Gefecht. Um es in der Sprache des Genres zu sagen: Es geht um Leben und Tod.

Karl Wolfgang Flender lebt als Autor in Berlin. Zuletzt erschien sein Roman „Helden der Nacht“ im Dumont Verlag (2018).

VON JENS BISKY

Als das Auto im Wedding hält, sind die Kinder sofort zur Stelle. So ein Wagen ist in ihrem Arbeiterbezirk selten zu sehen. Ein Junge streichelt den Kotflügel, und ein Mädchen stellt sich, als hätte sie hier das Kommando, mit verschränkten Armen herausfordernd hin: „Für'n Jroschen pass ick uff, det ihn keena anfasst." Der Buick, erklärt die Fahrerin den Knirpsen, komme aus Amerika. Da staunen sie: „Von so weit her? Et jiibt ooch deutsche Autos." Sie bekommen etwas Kleingeld und bilden dann einen Kreis um das Vehikel.

So geht das in der großen Stadt, die Sensationen kommen von weit her und glänzen. Schon die Kinder geben sich unbeeindruckt, obwohl sie vor Neugier platzen. Und das wirklich Interessante geht unbestaunt vorüber, weil es selbstverständlich scheint, so wie die freundliche Fahrerin zum Beispiel. Nach alter Verkleinerungsunsitte nennen alle sie Clärchen, was sie nicht stört, solange keiner ihre Autorität als Hausherrin infrage stellt.

Von Luna-Park bis Polizeipräsidium, der Leser kommt rum in Berlin

Clärchen ist eine Hauptfigur in Susanne Gogas siebentem Kriminalroman aus dem Berlin der Zwanzigerjahre. Das historische Vorbild, Clara Blüher, 1886 geboren, 1971 gestorben, führte ein Ballhaus in der Auguststraße, das wie durch ein Wunder bis in die jüngste Gegenwart überlebt hat, in einem der wenigen unsanierten Altbauten der teuren Mitte Berlins. Der Besitzer hat sich 2019 von den Pächtern getrennt, er will das Lokal nach Sanierungen wieder eröffnen. In den Zwanzigern war das Haus für Witwenbälle berühmt, die so kurz nach Kriegsende besonders beliebt waren. Die Tanzwut, nachholende Lebensgier, hatte nicht allein die Jungen ergriffen.

Am Sonnabend, den 30. Juni 1928, endet der Witwenball früh und mit einem schrecklichen Fund. Die Garderobiere liegt tot im Hinterhof. Kommissar Leo Wechsler übernimmt die Ermittlungen und befragt die Chefin: „Sie hatte ein offenes, freundliches Gesicht und wache Augen, trug die Haare modisch kurz und dazu ein schlichtes, aber gut geschnittenes Kleid." Mondänes hätte schlecht zum Ballhaus gepasst, in dem, wie der Kommissar bald bemerkt, „weder Hautevolée noch anrüchige Halbwelt" verkehrten. Die Leute kommen wohl gerade darum gern, freuen sich am Lichtwundersaal unten und dem Spiegelsaal, von dem Clara Blüher meint, er sei „wie in Versailles, nur schöner".

Wie immer in Susanne Gogas Wechsler-Krimis spielt Berlin auch diesmal eine Hauptrolle. Der Leser kommt rum in der Stadt, vom Luna-Park in Halensee bis zum Polizeipräsidium am Alex, von der berüchtigten Gegend rings um den Bahnhof Schlesisches Tor bis zum Kaiserdamm im Westen. Dort leitete Margot Schumann eine „Staatlich anerkannte Lehranstalt für technische Assistentinnen", ein Labor, in dem nur Frauen ausgebildet wurden. Die Tochter des Kommissars lernt es dank einer Schulexkursion kennen, und hört wie das hochgewachsene Fräulein Schumann voller Selbstbewusstsein auf ihren Bildungsweg zurückblickt, auf die Jahre, als

„Keine Exzesse" ist das Motto der Berliner Saalschwestern. Und dann ist doch eine tot. FOTO: ANNA WLODARCZYK/UNSPLASH

Mit Jeklimper

„Wie in Versailles, nur schöner": Susanne Goga lässt Leo Wechsler im Berlin des Jahres 1928 nach dem „Ballhausmörder" suchen

Frauen darum bitten mussten, unterrichte werden zu dürfen. Damals, sagt sie, bezeichnete man uns „als physiologisch und geistig minderwertige Wesen mit 115 Gramm weniger Gehirnmasse ... Die Herren mussten erst erkennen, das Quantität nicht immer gleich Qualität ist."

Die Ermittlungen laufen anfangs etwas zäh. Der neue Pianist ist verschwunden, und keiner weiß, wo er jetzt klimpert. Chloroform spielt eine Rolle, wichtig wird die Spur der Bonbons, der besonders guten aus Steglitz, auch geht es um ein Kleid, das eigentlich viel zu teuer gewesen wäre für die tote Garderobiere. Der Roman, der mit Polizeifest und Witwenball, einem flirtenden Eintänzer und dem Beziehungsstress eines Polizisten beginnt, weckt die Erwartung, tief hinein ins großstädtische Nachtleben zu führen. Das aber erscheint bei Weitem nicht so grell und überraschend, nicht so flitterhaft, wie man es vom Berlin der Zwanziger zu verlangen gewohnt ist. Man lernt es in Ausschnitten kennen, als Betrieb, oft bei Tag, wenn das volle Licht auf die schäbigen Dekorationen fällt. Da sitzen dann die Saalschwestern beisammen, um Clara Blüher zu helfen. „Keine Exzesse" ist das Motto ihrer Geschäfte, aller Ballhäuser in der Stadt. Bei Kaffee und Kuchen finden sie die entscheidende Spur, weswegen Clärchen in den Wedding fährt. Ob Leo Wechsler ohne die Saalschwestern den Fall gelöst hätte? Ohne die geschwätzige Portiersfrau, die sich gut an so 'ne Zierliche erinnerte, die im Hinterhof, im zweiten Stock Klavier übte, bis sie einer heiratete: „Keen Jeklimper mehr am Abend."

Es sind die Alltagsszenen, die für diesen Roman einnehmen, die vielen kleinen Gespräche, denen man lange mit größerer Neugier folgt als den Ermittlungen und den Polizeiinterna. Aber dann bringen die Saalschwestern Schwung in die Sache.

Man hat Berlin oft dafür gepriesen oder verdammt, dass es eine „Stadt ohne Jungfrauen" sei. Mit den Augen Leo Wechslers kann man es als Stadt der selbstbewussten Frauen entdecken, die ihr Leben unsentimental und sehr patent in die eigenen Hände nehmen. Das überfordert manchen Mann, aber nicht den sympathischen Kommissar. Unter den Augen der gebieterischen Ballhaus-Königin Clara Bühler tanzt er mit seiner Clara einen Slowfox. Und man möchte fast wetten, dass beider Tochter sich ihre Leidenschaft für Chemie von keinem ausreden lassen wird.

Susanne Goga: Der Ballhausmörder. Ein Fall für Leo Wechsler. dtv, München 2020. 320 Seiten, 10,95 Euro.

Schauplatz ohne Schuld

„Luca Ventura" schreibt einen Capri-Krimi

Manchmal schweifen bei der Lektüre von Kriminalromanen die Gedanken ein wenig ab von dem Fall, der gerade erzählt wird. Eben haben sie noch die Verdächtigen durchgemustert und waren auf dem Weg, einen Tipp abzugeben, wer der Täter ist, da kreuzt plötzlich ein Frage auf, die das Buch aufwirft, ohne sie gestellt zu haben. Zum Beispiel die, was Enrico Rizzi von Luca Ventura halten würde, könnte er ihn je kennenlernen.

Enrico Rizzi, Anfang dreißig, einfacher Beamter in der Polizeistation von Capri, normalerweise mit Alltagsdelikten, kleineren Drogengeschäften und dergleichen befasst, ist gerade dabei, den Tod eines jungen Mannes aufzuklären, der an der Südwestspitze der Insel in einem Boot mit mehreren Messerstichen im Körper von einer Touristin aufgefunden wurde. Es ist sein erster Mordfall, mitten im heißen, trägen August. Und Luca Ventura ist das Pseudonym des Autors – oder der Autorin –, der oder die ihm den Fall anvertraut und damit eine Serie von Capri-Krimis gestartet hat. Wenn Enrico Rizzi kein Deutsch kann, dann bleibt ihm das Buch, in dem er ermittelt, verschlossen, es sei denn, es wird ins Italienische übersetzt.

Das wäre sehr zu wünschen, schon damit Enrico Rizzi, der in Capri geboren ist, eine Chance hat, Luca Ventura bei der Arbeit zu beobachten. Warum, zum Teufel, hat er ihm die aus dem Norden strafversetzte Antonia Cirillo an die Seite gestellt, die von der Insel keine Ahnung hat? Nur, damit ihn kritische weibliche Augen verfolgen und alle seine Fehler registrieren? Und warum lässt er ihn immer wieder nach Neapel zum Commissario Serra und nach Sorrent übersetzen, ohne dass je auch nur andeutungsweise irgendjemand die Camorra erwähnte? Gut, Ventura will den Camorra-Romanen nicht in die Quere kommen. Aber am anderen Großthema, der Spannung zwischen Norden und Süden, hat er einen Narren gefressen. Ständig spielt er darauf an, nicht nur mit Antonia Cirillo. Der junge Tote, Jack Milani, stammt aus einer reichen Industriellenfamilie in Turin und hat seinen Vornamen wegen der amerikanischen Mutter; und seine Freundin Sofia Polito, die nach seinem Tod verschwunden ist, kommt aus einem aufstrebenden mittelständischen Wäschereibetrieb in Sorrent. Aber ist das Venturas Hauptinteresse, oder der kosmopolitische Tourismus auf der Insel? Eher nicht. Er, Enrico Rizzi ist zuständig für das authentische folkloristische Flair.

Dass Ventura ihn jenseits des mondänen Capri bei seinen biederen Eltern leben lässt, die einen kleinen Obst- und Gemüseanbau betreiben, geht in Ordnung. Die schmerzhaften Verlusterfahrungen, die er ihm zuschreibt, das gestorbene Kind, die daran zerbrochene Ehe ebenfalls, sie geben seiner Gewöhnlichkeit etwas Tiefe. Und der halb verrostete alte Fiat Cinquecento, der im Schuppen auftaucht, sorgt für eine Prise Nostalgie. Aber wer ein Ohr dafür hat, der kann nicht überhören, dass Ventura die alten Schlager, in denen Capri, die Sonne, die Liebe und das Meer zusammengehören, nur obenhin anspielt. Ja, die Touristin, die den Toten gefunden hat, hat ihn nicht nur gesehen, als er auf der Straße seine Popsongs zur Gitarre sang. Wer sich wie jeder Lokalermittler der internationalen Krimiwelt in der Gastronomie seiner Region auskennt, der merkt, dass Ventura den Sex nur zum Würzen seiner Geschichte braucht.

Die größte Prise verbraucht er nicht für das Paar, Jack Milani und Sofia Polito, sondern für Vincenzo Taccone, den Meeresbiologen, der vor Ischia Tauchgänge unternimmt, um die natürliche CO_2-Produktion zu erforschen. Seine Aura toxischer Männlichkeit mischt sich mit dem Aroma wissenschaftlicher Avantgarde. Ventura will partout den Mord auf Capri mit den globalen Problemen, zumal mit der Klimakatastrophe verbinden. Tacconos Forschungsstation ist ein Blick in die Zukunft der Meere, Jack Milani und Sofia Polito, seine Schüler und Praktikanten, sind keine gewöhnlichen Touristen. Wenn sie sich streiten, dann über den besten Weg zur Rettung der Welt. Im Wasser um Capri herum, nicht auf der Insel selbst, steckt der gewichtigste Konfliktstoff.

Luca Ventura: Mitten im August. Der Capri-Krimi. Diogenes Verlag, Zürich 2020. 324 Seiten, 16 Euro.

Enrico Rizzi selbst zögert ja auch schon, ob er sich von Commissario Serra aufs Festland, nach Neapel in eine ungewisse Karriere locken lassen will. Es ist nach den internationalen Gepflogenheiten des Kriminalromans in Ordnung, dass er im Lokalen verwurzelt ist. Die meeresbiologischen Diskussionen verfolgt er mit zwiespältigem Respekt. Mit Sympathie, weil sie den Fall ins Globale und in die Industriewelt von Turin einnorden. Andererseits mit einem gewissen Misstrauen, weil es für ihn, Rizzi, auch nicht schlecht gewesen wäre, hätte er in seinem ersten Fall in einem auf den ersten Blick unscheinbaren Dickicht seiner Insel agieren und am Ende eine Tat aufklären dürfen, die aus ihren eigenen Energien hervorging.

Eins aber nimmt er Ventura wirklich übel: dass er ihn die unmittelbare Vorgeschichte der Tat, die Geschehnisse im Boot, nicht selber recherchieren lässt, sondern einfach Kapitel dazwischeschiebt, in denen Sofia, die verdächtige Geliebte des Toten, ihre Erinnerungen aufschreibt. Er selbst war immer schon auf Capri, denkt Enrico Rizzi. Luca Ventura ist mit seinem ersten Capri-Krimi auf der Insel noch nicht so richtig angekommen.

LOTHAR MÜLLER

Vom Fünf-Dollar-Muffin träumen

Streifendienst: Liz Moores Philadelphia-Roman „Long Bright River"

Mickey denkt oft, dass sie etwas falsch gemacht hat. Eine Chance verpasst, jemanden enttäuscht, in einer schwierigen Situation nicht richtig reagiert hat. Michaela „Mickey" Fitzgerald ist Streifenpolizistin in Philadelphia, Anfang 30, alleinerziehend. In den Vierteln, durch die sie Patrouille fährt, haben Armut und Rauschgift ihre Spuren in der Stadt und den Menschen hinterlassen. Ganze Straßenzüge sind verlassen, in zugigen Ruinen hausen abgemagerte Gestalten auf der Suche nach Drogen, Sex und Schutz. Meist in dieser Reihenfolge. Polizisten wie Mickey kennen die Prostituierten, die ihren Körper für den nächsten Schuss verkaufen, die Hinterzimmer, in denen die Süchtigen unter Aufsicht ausnüchtern, und sie kennen die Dealer und Zuhälter in ihrem Viertel, als wären es Arbeitskollegen. Diese Streifen durch die schlechteren Gegenden Philadelphias wirken in Liz Moores Roman „Long Bright River" wie eine letzte, verzweifelte Verwaltung des Elends, wie das Schauspiel staatlicher Präsenz in praktisch aufgegebenen Teilen der amerikanischen Gesellschaft.

Obwohl es am Anfang des Romans um eine Mordserie an Prostituierten geht, ist „Long Bright River" nicht nur ein Krimi. Zu sehr treten die Ermittlungen – an denen Streifenpolizistinnen ohnehin kaum beteiligt werden – hinter das familiäre, kollegiale und soziale Beziehungsgeflecht der Figuren zurück. Ein Gesellschaftsroman, eine Studie des Polizei- und Drogenmilieus an der amerikanischen Ostküste, ist der Roman aber auch nur teilweise. Dafür ist die Perspektive Mickeys zu subjektiv, unzuverlässig und spezifisch. „Long Bright River" ist Krimi und Gesellschaftsroman, vor allem aber eine ausführliche psychologische Studie seiner Hauptfigur.

Die Fahrten mit dem Streifenwagen durch die Problemviertel werden zu Reisen durch eine Seelenlandschaft, die Abende mit dem kleinen Sohn Thomas zu skizzenhaften Bildern eines Lebens, wie es sein könnte. Privates und Berufliches vermischt sich für Mickey untrennbar, als während der Mordserie ihre drogenabhängige Schwester Kacey spurlos verschwindet. Die Kapitel springen zwischen dieser trostlosen, wie geronnen Gegenwart und der Kindheit der beiden Schwestern, in der sich die triste Zukunft schon abzeichnete, zugleich aber alles möglich schien, vom Ausbruch aus der Armut bis zum Besuch eines privaten Colleges.

„Ich gönne mir kurz die Vorstellung eines anderen Lebens für Thomas und mich: an Wochenenden herkommen, um Zeitung zu lesen ..."

In präzise gearbeiteten Alltagsszenen zeigt der Roman die Welt, wie sie sich Mickey in ihrer Unvollkommenheit auch im kleinsten, etwa bei einem Coffeeshopbesuch, präsentiert. „Ich gönne mir kurz die Vorstellung eines anderen Lebens für Thomas und mich: an den Wochenenden herkommen, um Zeitung zu lesen. Die Zeit haben, ihm alles beizubringen, worauf er neugierig ist, ihm ein unbeschwertes und friedliches Leben zu bieten, ihm einen fetten Fünf-Dollar-Muffin aus der Vitrine vor mir zu bestellen oder einen Joghurt mit frischem Obst in einer blauen Keramikschale, wie sie der Junge hinter der Theke gerade einem Gast reicht."

Selbst als Kind merkte sie schon während eines Theaterbesuchs, bei dem ihre Schwester fast eine Prügelei mit den Kindern aus den besseren Vierteln anfing, dass es nicht nur von ihr selbst abhängt, ob sie den vorgezeichneten Weg verlassen kann. Sehr subtil webt der Roman auf ähnliche Art den unterschwelligen Sexismus männlicher Kollegen ein, der in erster Linie der Grund dafür ist, dass Mickey so oft denkt, sie hätte etwas falsch gemacht.

In einer starken Szene kippt der Kindergeburtstag bei McDonald's, weil Mickey nicht bedacht hat, dass die wohlhabenderen und gebildeteren Mütter der Schulfreunde ihres Sohnes den eigenen Kindern kein Fast Food zumuten wollen. Einmal trifft Mickey ihre ehemalige, schwarze Geschichtslehrerin aus der Highschool im Supermarkt und schämt sich dafür, Polizistin geworden zu sein. Das persönliche und soziale Gewebe der Welt besteht in Liz Moores Roman aus solchen kleinen Versäumnissen, Peinlichkeiten und Missgeschicken, die aber manchmal nur Anzeichen eines größeren Problems sind oder zu einem solchen heranwachsen können, wie ein unbedachter, betrunkener Kuss zwischen zwei Kollegen. Die Erzählerin Mickey ist die Stimme eines Menschen, der aus dem Streifenwagen auf die Stadt und ihre Probleme sieht, zugleich von ihnen getrennt und ein Teil von ihnen ist, der keine Zukunft, sondern nur eine missglückte Vergangenheit sehen kann.

Dass manches nur funktioniert, weil dem Leser Informationen lange vorenthalten werden, ist das Einzige, was dieser Roman falsch macht. Unter dem Deckmantel einer Kriminalgeschichte taucht er, ohne zu theoretisieren, einfach, indem er das Elend, die Aussichtslosigkeit, aber auch die Hoffnung am Beispiel Mickeys zeigt, tief hinab in die Probleme der amerikanischen Gesellschaft. NICOLAS FREUND

Liz Moore: Long Bright River. Roman. Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann. C.H. Beck, München 2020. 413 Seiten, 24 Euro.

Karneval der Piktogramme

Nichts ist, was es scheint: Martin Panchauds Comic „Die Farbe der Dinge"

Und das soll eine Graphic Novel sein? So ganz ohne Sprechblasen, ohne Menschen oder Tiere? Daisy Hope, die Mutter, und Simon Hope, der Sohn, sind ein graugrüner und ein orangebrauner Punkt auf einer weißen Comicseite, die – das zeigen Linien, die von den Punkten zu Textzeilen führen, – angeregt miteinander reden. Es folgt der Lageplan einer Siedlung, in dem das Haus der Familie Hope grün als „Start" gekennzeichnet ist, außerdem, rot eingezeichnet, der Weg, den Simon mit einem Kuchen zurücklegt, den seine Mutter ihm gerade gegeben hat. Das „Ziel" ist als rotes Rechteck markiert.

Der Kuchen ist mit rosa Zuckerguss und einer Einhornfigur verziert, er gehört zu den Dingen in diesem Comic, die detailreich und halbwegs konkret gezeichnet sind. Auch das düstere Zimmer einer Wahrsagerin, später ein Wettbüro, ein Polizeirevier oder ein Krankenhaus sind jeweils als Aufsichten sorgfältig ausgearbeitet. Die Menschen dagegen sind Punkte, oder besser kleine Doppelkreise, mit einer Farbe innen und einem etwas dunkleren zweiten Kreis außen aus derselben Farbfamilie. „Die Farbe der Dinge", das ist der Clou dieses Comics, erzählt seine Story mit den Mitteln der Infografik. Äußerst abstrakt sind vor allem die Figuren gezeichnet. In Verbindung mit einem starken Text gewinnen die farbigen Kreise als handelnde Personen jedoch eine Tiefe, die ebenso verblüfft wie berührt. Vor allem den 14-jährigen Simon sieht man förmlich vor sich, einen jungen Loser, ein Unterschichtskind, das von den Jugendlichen in der Nachbarschaft wegen seines Übergewichts gemobbt wird.

„Die Farbe der Dinge" ist die erste lange Graphic Novel des in Genf geborenen, in Zürich lebenden Zeichners Martin Panchaud. Er hatte im selben Infografik-Stil bereits die „Star Wars Episode IV" adaptiert, als lange, durchlaufende „Schriftrolle" ohne Seitenangabe, 2016 war der Comic im Netz erschienen. Einige kürzere Arbeiten hatte Panchaud im Comicmagazin *Strapazin* veröffentlicht, darunter Teile von „Die Farben der Dinge". Sein Graphic Novel-Debüt ist eine Tragikomödie und ein Krimi, eine Loser-Story mit Noir-Motiven, eine Parodie und ein Zeichen-Experiment. Weil ihm eine Wahrsagerin einen Tipp gegeben hat, setzt Simon sein ganzes Geld (und das seines Vaters, das er ihm aus einer Geldkassette klaut) auf ein Rennpferd namens Black Caviar, einen krassen Außenseiter.

Aber Simon gewinnt – mehr als 16 Millionen Pfund! Selbst an seinem Glückstag ist Simon allerdings ein Pechvogel. Erst kann der Junge seinen Millionengewinn nicht abholen, weil er als Minderjähriger die Unterschrift eines Erziehungsberechtigten braucht. Dann muss er feststellen, dass seine Mutter von einem Unbekannten ins Koma geprügelt wurde und sein Vater verschwunden ist. Wie kommt Simon nun an sein Geld, mit dem er seiner Mutter eine Privatklinik bezahlen könnte? Ein Unbekannter namens Alan Jones, ein angeblicher Freund der Mutter, will ihm helfen. Außerdem kommt unterstützend ein weiblicher Blauwal mit dem Namen B-52 ins Spiel.

Dies ist ein Tatort: mit der ins Koma geprügelten Mutter (grün), ihrem Sohn Simon (orange), Notärzten und Polizisten. ABB.: EDITION MODERNE

Dass der Blauwal den Namen eines berühmten Langstreckenbombers trägt, ist eine hinterhältige Pointe, wie es einige in diesem Comic gibt. „Die Farbe der Dinge" gibt sich mit seinen Grafiken und Tabellen nüchtern und wissenschaftlich, diesem Schein darf man aber nicht trauen. So wird etwa der Lebensweg des Blauwalweibchens ausführlich skizziert, es gibt eine Schemazeichnung der Anatomie von Blauwalen, die Lebensräume und Migrationsbewegungen dieser Tiere werden auf einer Karte ausgiebig ausgebreitet. Das sieht alles sehr seriös aus – ist für die Geschichte aber vollkommen überflüssig.

Martin Panchaud zitiert (und parodiert) mit den Piktogrammen, Symbolen, Schautafeln und Lageplänen die visuellen Erzählweisen der Wissenschaft und des Polizeiberichts und suggeriert damit eine Überschaubarkeit, Eindeutigkeit und Verlässlichkeit, die seiner Geschichte völlig widerspricht. Die Menschen in dieser Graphic Novel sind selten, was sie scheinen oder vorgeben, und „in Ordnung" ist schon gleich gar nichts.

Simon ist die vielleicht größte Überraschung der Geschichte, weil sich der verfressene Loser als erstaunlich zäher Kämpfer erweist. Am Ende stehen er und sein Vater sich bei einem ebenso traurigen wie hanebüchenen Showdown gegenüber. Man sieht die beiden förmlich in Nahaufnahmen vor sich, so suggestiv ist die Darstellung: Die farbigen Kreise, die Vater und Sohn bedeuten, sind in zwei weiße Rechtecke gequetscht, sodass von den Kreisen oben und unten etwas abgeschnitten ist, wie bei der Nahaufnahme eines Gesichts durch eine Filmkamera – eine brillante zeichnerische Lösung.

Als Kind habe er unter Dyslexie gelitten, erklärt Martin Panchaud seine Vorliebe für den Infografik-Stil. Die Comic-Kunst hat durch dieses Handicap gewonnen: eine neue, faszinierende Form des visuellen Erzählens. MARTINA KNOBEN

Martin Panchaud (Text und Zeichnungen): Die Farbe der Dinge. Aus dem Französischen von Christoph Schuler. Edition Moderne, Zürich 2020. 224 Seiten, 35 Euro.